

Des Dichters Leben und seine Werke.

[13] Neben die Familieneinflüsse, denen der Hinweis auf die Bedeutung gleich angereicht sein mag, die die häusliche Pflege der alemannischen und schwäbischen Heimatdichter für den heranwachsenden Knaben gewann, tritt dann die Schule, die Scheffel als einer der begabtesten seiner Mitschüler, vielfach durch Preise ausgezeichnet, im Sommer 1843 als *Primus omnium* verläßt. Wie schon angedeutet, übersah der Vater den in der ausgesprochen historisch-philologischen Begabung des Sohnes für das künftige Studium liegenden Wink ebenso wie dieser selbst. Seine Absicht, Maler zu werden, mußte er gegenüber dem bestimmt ausgesprochenen Wunsch des Vaters, der in der juristischen Laufbahn alles Heil des Sohnes erblickt, aufgeben. Und es ist nachdrücklich hervorzuheben, daß Scheffel, sowohl in München wie in Heidelberg, in Berlin und dann wieder in der Neckarstadt den strengen Meistern des römischen Rechts sich mit bewußtem Ernst und klarer Zielstrebigkeit hingegeben hat, so daß er 1848 und 1849 seine Staatsprüfung sowohl wie das Dokorexamen mit bestem Erfolg bestehen konnte. Wenn Scheffel später die juristische Laufbahn aufgab, so folgte er dabei einer inneren Notwendigkeit, die dem Ringenden nach Vollendung des Studiums und nach den ersten Versuchen praktisch-juristischer Betätigung allmählich klar geworden war und die ihn alle entgegenstehenden Schwierigkeiten, und sie waren sehr zahlreich und beanspruchten autoritative Geltung, überwinden ließ.

Der junge Student sorgte sich darum noch nicht. Sein Bewußtsein war weit genug, um auch den geschichtlichen und ästhetischen Studien Raum zu lassen, denen er mit Liebe und lebendiger Beteiligung nachging. Und München bot dem Strebenden außer seiner Kunst und dem Umgang mit den Künstlern noch so mancherlei anderes, was ihn innerlich stark berührte: eine erste und keineswegs fliichtige Jugendliebe zu der schönen und lebenswürdigen Julia v. Schlichtegroll und eine Befriedigung seines Freundschaftsbedürfnisses durch die Beziehungen zu Friedrich Eggers und zu August Eisenhart, die ein ganzes Leben hindurch dauern sollten*. [* Mehrere bedeutungsvolle Briefe an Eggers aus der Frühzeit hat Proelß im 137. und 188. Bd. der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht, sie müssen von jedem Scheffelfreund gelesen werden, die Originale befinden sich jetzt mit vielen anderen noch ungedruckten im Besitz der Familie Scheffel und werden hoffentlich bald zugänglich sein (vgl. Kremser, Studien über Joseph Victor Scheffel. Salzburg 1913, S. 16ff.). Die Beziehungen Scheffels zu Eisenhart, die ebenfalls recht aufschlußreich sind, werden unter Beifügung vieler Briefe dargestellt in den beiden Büchern von Eisenharts Gattin Luise von Kobell: „Unter den vier ersten Königen Bayerns.“ München 1894. Bd. II, S. 35ff., 144f. von J. V. v. Scheffel und seine Familie. Schwetzingen-Wien 1901.]

[14] Dem eigentlichen feuchtföhlichen Studentenleben trat Scheffel erst während des zwiefachen Aufenthalts in Heidelberg und einigermaßen auch in Berlin nahe. Er gehörte nacheinander mehreren Verbindungen burschenschaftlichen Charakters an. Dieser Wechsel ist einmal aus den gärenden Zeitideen heraus zu erklären, die die studentischen Vereinigungen mächtig durchschüttelten, und dann aus den bei den Kommilitonen nicht immer auf Verständnis stoßenden Bestrebungen, auch die Pflege geistiger und wissenschaftlicher Interessen dem Verbindungsleben einzugliedern. In Heidelberg fand Scheffel den Menschen, der neben Eggers und Eisenhart als dritter Herzensfreund ihn durchs Leben begleiten sollte: Carl Schwanitz aus Eisenach. Die Briefe an ihn (Leipzig 1906) sind besonders für den Verbindungsstudenten Scheffel und seine Interessen aufschlußreich, aber sie gewähren auch einen wichtigen Einblick in seine politischen Ansichten und in das Ringen des werdenden Dichters um eine Weltanschauung. – Außer an Schwanitz, den Scheffel später in Jena, wo er einer der Führer der Teutonen war, öfters besuchte, schloß sich Scheffel in Heidelberg besonders eng an seinen alten Penalgengenossen Julius Braun, den späteren Archäologen an, der für Scheffels Entschluß zur ersten italienischen Reise bedeutungsvoll werden sollte und dem der Dichter im Jahre 1869 den Nekrolog geschrieben hat (Bd. 10).

Für die Gestaltung von Scheffels Weltanschauung leisten die Jahre des Studiums wichtigen Beitrag. Ein paar Andeutungen müssen hier freilich genügen.

Was zunächst seine religiöse Überzeugung anbetrifft, so sei hervorgehoben, daß er sie in der ersten Heidelberger und der Berliner Zeit von Grund auf revidierte. Er erlebte es mit, wie sein Freund Julius Braun zum Teil durch schwere Gewissensbedenken getrieben, das Studium der evangelischen Theologie aufgab. Er traf in Berlin seinen Landsmann und Münchener Studienfreund Rudolf Braun

wieder, der ganz und gar in katholischen Mystizismus versunken war und später in [15] den Jesuitenorden eintrat. Scheffel berichtet an Schwanitz (Briefe S. 35) von regem Gedankenaustausch und geistigem Treiben mit den beiden Braun, mit Eggers und Stetten. Er hat in der letzten Zeit so manches aus dem innern Leben anderer mit angesehen, was ihn unwillkürlich ernster macht (an Schwanitz S.51). Und auch in ihm kriselt's. Er selbst berichtet über diese inneren Vorgänge an Schwanitz folgendes:

„Mit meinem Christentum habe ich abgerechnet und den Dogmenglauben freilich über Bord geworfen; die Sittenlehre aber – man mag sie nun christliche oder reinmenschliche nennen, was ja das letzte Ziel für uns sein muß, will ich festhalten und hierin nicht nach absoluter Freiheit streben.“ (9. Nov. 1845), weiter:

„All das dunkle Gefühlsleben, das Jugendträumen, der Glaube der Kindheit, durch dessen Vorstellungen man in seliger Ruhe schwelgt und direkt ins Paradies des ewigen Lebens einzuziehen gedenkt, verfliegt wie ein Rausch, und eine andere Welt von Ideen rückt an seine Stelle. ... Was bleibt denn bei all diesem Wechsel? Verdammt wenig, – und doch wieder die Hauptsache, die Aussicht: trotz alles Wechsels ein braver Kerl zu sein und zu bleiben. Wie nach dem Verlust des religiösen Glaubens das Sittengesetz noch unveräußerlich fortbesteht und auch ohne Glockenklang und Gebet und Kultus aller Art festgehalten werden kann: so auch das, was den Kern jedes echten studentischen Strebens bilden muß, der Zug nach Wahrheit, nach wahrer Tüchtigkeit in allen Gestalten des Wirkens“ (in Schwanitz' Album, März 1846) und endlich:

„Der Katholizismus, wenn man ihn mit gläubigem Eifer und Hingebung erfaßt, nistet sich auch mit durchdringender Kraft im Innern ein und faßt mit seiner nicht zu leugnenden Poesie und großartigen Anschauung des ganzen Lebens den Menschen total; – so daß ein einmaliger und plötzlicher Entschluß, ihn abzuschütteln, nicht genügt. Mancher hat sich ausschließlich durch Feuerbach bewegen lassen, seine katholische Ansicht aufzugeben. Das reicht aber nicht hin, - man muß das ganze Rüstzeug der modernen Wissenschaft und Kritik vornehmen, um sich gehörig vor der Rückkehr des Alten zu sichern, denn sonst kann man wohl den Stamm abschneiden, aber die Wurzeln sitzen noch fest und treiben nach kurzer Zeit wieder überall Sprossen in die Höhe – ; man vergißt die Gründe, die [16] man früher dagegen hatte, alle Erinnerungen werden wieder mächtig – und wenn an der Stelle der früher ausgetriebenen keine neue Ansicht fest aufgebaut steht, so finden die Erinnerungen immer weniger Widerstand, bis man wieder katholisch ist, ohne zu wissen wie. In mir selbst hat's auch so mannigfach herumgespuht, eh' ich mir einigermaßen klar geworden bin – es drängt mich darum auch so nach der Philosophie, um an ihr einen unverlierbaren Ersatz für das Aufgegebene zu finden.“ (27. März 1846.)

Zusammenfassend sei auf eine Äußerung von Schwanitz verwiesen, der am 30. Oktober 1888 an Stöckle wegen seines in religiöser Hinsicht durch „der Tendenz Verpfefferung“ entstellten Buches über J. V. Scheffel („Ich fahr in die Welt“ Paderborn 1888) schreibt: „Schon in der ersten Heidelberger Studentenzzeit (Februar und März 1845) betrieb Scheffel unter der Einwirkung der von David Friedrich Strauß einerseits und von Johannes Ronge andererseits ausgehenden Bewegung sehr eifrig das Studium der Bibel, und wie er schon damals mit dem Katholizismus nicht so recht innig verwachsen war, so hat er sich nach und nach immer bewußter von ihm losgelöst, so daß er schließlich ganz und voll auf dem evangelischen Standpunkt stand. Dies ist eine Tatsache, über die ich vielleicht am allerzuverlässigsten Zeugnis ablegen kann. So erklärt sich denn auch sehr einfach, daß er seinen Sohn im evangelischen Glauben erziehen ließ“ *. [* Vgl. überdies die Besprechung von Stöckles Buch in den „Badischen Schulblättern“ 1888, Nr. 12, S. 234ff. von L. Zürn. Man kann der dort – im Gegensatz zu Stöckle – vorgetragenen Anschauung von Scheffels tiefer, aber dogmenlosen Religiosität nur zustimmen.] Diese Meinung von Schwanitz ist richtig, wenn man unter evangelischem Standpunkt das Losgelöstsein von dogmatischem Zwang versteht, denn für das lutherisch-protestantische Dogma wie es zu seiner Zeit etwa Hengstenberg vertrat, hatte Scheffel ebensowenig übrig wie für das theologische Lehrgebäude des Katholizismus (vgl. Briefe an Schwanitz, S. 43f.). Das Ergebnis der Entwicklung ist dies: Scheffel hat sich seinen Gottesglauben bewahrt, dafür können Dutzende von Beispielen angeführt werden, aber sein Verhältnis zu einer höheren Macht trug einen ganz persönlichen und gefühlsmäßigen Charakter, er war weder Katholik noch Protestant, sondern ein Mensch voll tiefer Religiosität. Ihm [17] offenbarte sich – wie seinem wiedergeborenen Ekkehard –

das göttliche Walten in den Herrlichkeiten der Natur und in der Geschichte. Durch die Vertiefung in beide fand er den Weg zu jener inneren Ruhe und Harmonie, deren der Mensch nun einmal bedarf.

Die nahe liegenden, schon am Schluß der dritten oben mitgeteilten Briefstelle angedeuteten Versuche des jungen Juristen aber, in den Jahren des Ringens und Umlernens für die wankende religiöse Überzeugung Ersatz zu finden in der Philosophie, mißglückten kläglich und mußten nach seiner Naturanlage mißglücken. Schon in Heidelberg hört er Röths Kolleg über Hegel, offenbar ohne daß es tieferen Eindruck auf ihn gemacht hätte, in Berlin lehnt er zunächst die Beschäftigung mit der Philosophie ab: „Da ich mir diese (die absolute Freiheit) aus inneren Gründen konstruieren kann, so brauche ich nicht noch einen neuen Bau von Glaubenssätzen auf dialektischem Weg zu errichten, der vielleicht gerade dann wieder zusammenfällt, wenn man nach mühseliger Arbeit drin ausruhen will“ (an Schwanitz, Nov. 1845, S. 28). Sein Freund Stetten sucht, im Gegensatz zu ihm, aus dem Studium der Hegelschen Philosophie ein Resultat zu gewinnen, womit er gewappneter und fester in die Welt treten kann als mit seinem entschlafenen christlichen Glauben (ebenda). Doch schon im März 1846 hat Scheffel den Entschluß gefaßt: „Auch von der Hegelschen Philosophie, deren einzige Quellen noch in Berlin lebendig fließen, wenigstens so viel abzubekommen, als nötig ist, um einige Harmonie in sich zu bringen und sich einen festen Halt zu geben in bezug auf all die Fragen, die sich so unabweisbar aufdrängen und die man nur unsicher und schwankend aus sich selbst beantwortet“ (ebenda S. 50). Aber wie gesagt, der Versuch mißlang. Scheffel, der als echter Poet nur von und in der Anschauung leben konnte, wußte sich in den Abstraktionen der Philosophie nicht zurecht zu finden und gelangt zu einer glatten Ablehnung ihrer Wesensart: „Krone der Abstraktion die Philosophie. Keine Farbe, kein Konkretum, unselige Krankheit des Denkens, das Allgemeine, was doch immer nur durch Zusammenfassung von Erlebtem, Erschaute, Erhörtem, wenn ihr wollt Errochenem seine Entstehung fand, an den Anfang der Dinge zu setzen, die Abstraktionen unter sich wieder zu klassifizieren, schematisieren und wie die Umstandsausdrücke [18] alle heißen, statt eines schönen Tages die Stube zu fegen und diesen Staub, der sich unserem Wesen und Denken vergrauend angesetzt hat, hinauszutragen auf den Platz, der ihm gebührt, auf den Mist. Ehe das nicht geschieht, werden freilich auf den deutschen Studierstuben keine Blumen wachsen und gepflegt werden.“ (Kremser, Studien über J. V. v. Scheffel. Salzburg 1913, S. 14f.) In diesem Zusammenhang ist selbstverständlich an das „Guano“-gedicht im „Gaudeamus“ und an die in Bd. IX, S. 23 und 69 - 73 abgedruckten Verse zu erinnern.

J. V. von Scheffels Werke, hrsg. von Johannes Franke. Erster Band.
Leipzig 1916, S. 13 – 17